

Beilage zum „Oberschlesischen Anzeiger“ und „General-Anzeiger für Schlesien und Posen“

Der Tanz mit dem Henker

Historische Skizze von **Georg Wagener** (Nchdr. verb.)

Ihr tolles Lachen klang durch die kalte Dezembernacht. Es übertönte das Rasseln der Kutschenräder auf dem holprigen Pariser Pflaster und brach sich an den Mauerwänden der engen Straße: „Haha, mein Leben will ich genießen, Graf. Ich werde noch früh genug alte Jungfer sein, die der Jugend neidvoll zusieht.“

Der Oberst Graf von Lally-Tollendal faßte nach der kleinen Hand, die neben ihm auf den Wagenpolstern lag: „Baronesse, ein Wort von Ihnen, und Sie fesseln den aufrichtigsten Bewunderer Ihrer Schönheit für immer an sich.“ Die Baronesse Gabrielle La Jonquière lachte spöttisch: „Männerschwüre, Graf! Pff, da fliegen sie hin wie Federn im Wind!“ — „Und das Ehrenwort eines Lally-Tollendal?“— „Das würde gelten.“ — „Baronesse, Sie haben es.“ Sie ließ ihm ihre schmalen Finger, und sein Kuß brannte auf ihrer Hand. In ihren Augen glomm ein leiser Triumpf: „Gräfin Lally-Tollendal!“

Da hielt die Kutsche vor einem hell erleuchteten Haus, und der Schlag wurde aufgerissen. Lachende Mädchengesichter unter hohen Puderperücken sahen zwei Herren über die Schultern: „Baronesse, Graf, steigen Sie aus. Hier im Hause wird noch getanzt. Wir wollen uns einladen. Was sollen wir schon so früh in den Federn, nachdem uns der König wegen einer schlechten Laune der Pompadour nach Hause schickt? Kommen Sie!“

Zu sechs standen sie vor der Tür und rissen an der Glocke. Ein hochgewachsener Mann im langen, schwarzen Mantel, eine seidene Maske vor den Augen, öffnete und fragte mit leichtem Erstaunen: „Womit kann ich den Herrschaften dienen?“ — „Wir sahen Licht und hörten Musik. Wir möchten uns bei Ihnen einladen, tanzen, vergnügt sein.“ Der Hausherr zögerte einen Augenblick, dann lud seine Hand zum Eintreten: „Wenn den Damen und Herren mein bescheidenes Haus genügt, so sind Sie willkommen.“

Die Musik unterbrach beim Eintritt der späten Besucher ihr Spiel, und die Tanzenden sahen hinter ihren Masken erwartungsvoll zu den Gästen hinüber. „Meine Freunde“, wies der Hausherr mit der Hand in die Runde, und die Masken verbeugten sich, knixten. „Damen und Herren vom Hofe, die uns unerwartet die Ehre ihrer Gesellschaft schenken.“ Die Musik rauschte wieder auf, und der Gastgeber führte die Baronesse La Jonquière zum Tanz.

Als die Glocke von St. Germain-l'Auxerrois fünfmal schlug, verabschiedeten sich die Gäste, und der Graf Lally-Tollendal fragte den Hausherrn verbindlich: „Wer gab uns die Ehre seiner Gastfreundschaft?“ Der andere entgegnete langsam: „Bestehen Sie darauf, meinen Namen zu erfahren?“ — „Ja, mein Herr, denn es wird mir eine Freude sein, Ihre Gastlichkeit erwidern zu dürfen.“ Da nahm der Hausherr die Maske ab: „Ich fürchte das Gegenteil, Herr Graf. Sie waren die Gäste des Henkers von Paris!“ Sechs Menschen flohen wie Gehetzte auf die Straße.

Eine Woche darauf hielt die Baronesse einen Brief in der Hand: „Schreibt er endlich?“ Und sie las: „Sie werden mein Schweigen richtig zu deuten gewußt haben. Niemand kann das, was sich vor sieben Nächten ereignete, mehr bedauern als ich. Doch nach allem werden Sie es begreiflich finden, wenn ich den Kriegsminister bat, mich zum Heer nach Ostindien zu schicken. Unsere Wege werden sich nicht mehr kreuzen. Thomas-Arthur Graf von Lally-Tollendal.“

Die Baronesse hatte am Hofe gelernt, sich zu beherrschen. Doch jetzt zerriß sie in ohnmächtiger Wut ihr Spitzentuch: „Schuft! Weil ich mit dem Henker tanzte, bin ich in seinen Augen ehrlos, und einer Ehelosen will er seinen Namen nicht geben, einer Ehrlosen gegenüber braucht er sein Wort nicht zu halten! „Unsere Wege werden sich nicht mehr kreuzen.“ Glaubst Du?“

Am Hofe wunderte man sich über die plötzliche Kriegslust des Grafen: „Sollte ihm die kleine Jonquière einen Korb gegeben haben?“ Doch alle, die um den Tanz in jener Nacht wußten, schwiegen um ihrer selbst willen. — —

Die Marquise von Pompadour war wieder einmal schlechter Laune. Sie fühlte deutlicher denn je, daß der König ihrer überdrüssig wurde. Wie unhöflich war er erst heute morgen gewesen, als ein Kurier aus Dünkirchen die Nachricht brachte, der Generalkommandant aller indischen Niederlassungen, Graf Lally-Tollendal, habe in Pondichery vor den Engländern kapitulieren müssen und befinde sich schon als Gefangener auf dem Wege nach London! Wo fand sich nur eine neue Maitresse, um mit deren Hilfe die Gunst des alternden Königs wieder zu erlangen?

Da wurde die Baronesse La Jonquière gemeldet. Zehn Jahre waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen, doch ihre Kammerzofe war eine Künstlerin, und Mademoiselles Lippen leuchteten so rot wie einst, als sie den Grafen Lally-Tollendal fesselten.

Die Pompadour ging dem Besuch einen Schritt entgegen: „Was führt Sie zu mir?“ — „Die letzten Nachrichten aus Indien, Madame, und mein Interesse an der Wohlfahrt Seiner Majestät. Ich brauche nicht zu fragen, ob Sie die Ereignisse verfolgten, seitdem Graf Lally-Tollendal Generalgouverneur wurde. Zuerst schien er uns ein großes Reich erobern zu wollen, und selbst Madras fiel in seine Hand. Dann plötzlich Niederlage auf Niederlage. Mit Vandaratsch begann es, und mit Pondichery hat es jetzt geendet. Sollten die französischen Waffen wirklich so stumpf geworden sein oder . . .?“ — „Was, oder? Sprechen Sie nicht in Rätseln!“ „Er stammt aus altem Adel, Madame, so daß es mir erst schwer fiel, an den Verdacht zu glauben, der in mir auftauchte. Doch er ist Ire, und nach dem, was mir eine Freundin aus England mit versteckten Worten mitteilte, muß ich es offen aussprechen: Ich halte den Grafen für einen Verräter!“ — „Für einen Verrater! Haben Sie Beweise hierfür?“ — „Ich werde Sie Ihnen bringen, Madame. Nur bitte ich um Geduld.“ —

Ein Vierteljahr später erfuhr der in England gefangene Generalgouverneur von Französisch-Indien, daß ihn die Heimat des Verrates beschuldigte. Da bat er das englische Ministerium, ihn auf sein Ehrenwort hin nach Frankreich reisen zu lassen, um sich zu rechtfertigen. Er suchte dort gerechte Richter und fand die willfährigen Sklaven der neuesten Favoritin des Königs, der Baronesse La Jonquière. Er wollte zum König, und die Tore der Bastille schlossen sich hinter ihm. In ihrem Boudoir saß die Baronesse und las einen alten Brief: „Unsere Wege werden sich nicht mehr kreuzen.“ Sie lachte spöttisch: „Doch, einmal noch, Graf. Dann sollen Sie für immer recht behalten.“ Sie ahmte die steilen Schriftzüge auf dem Papiere nach.

Neunzehn Monate lang saß Lally Tollendal in der Bastille, weil es die Rache der Baronesse so wollte. Dann endlich wurde ihm der Prozeß gemacht: „Sie haben Seiner Majestät Truppen und Besitzungen in Ostindien an die Egnländer verraten. Ihre Niederlagen waren abgekartetes Spiel.“ — „Lüge, elende Verleumdung!“ — „Verleumdung? Wir haben den Beweis, Ihren Brief an den englischen General Coote: „Bleiben Sie vor Pondichery. In drei Wochen ist der letzte Zwieback verzehrt.“ — „Lüge, wieder Lüge. Ich habe den Brief nie geschrieben.“ — „Der Beweis spricht gegen Sie. Kennen Sie Ihre Schrift, Ihren Namenszug?“ — „Ja, und doch habe ich den Brief nicht geschrieben. Er ist gefälscht. Wer gab ihn dem Gericht?“ — „Die Baronesse La Jonquière.“ Da senkte der Graf den Kopf. Die Richter hielten es für ein Schuldbekenntnis, doch Lally-Tollendal dachte an das Ehrenwort, das er eines Vorurteils wegen gebrochen hatte.

Drei Tage später führte man ihn auf dem Grèveplatz zum Schafott. Erhobenen Hauptes stieg er die Stufen zum Richtblock hinauf. Doch plötzlich stutzte er. Dann lächelte er leicht und nickte dem Henker zu: „Wir kennen uns von früher. Leider konnte ich damals Ihre Freundlichkeit nicht erwidern, und jetzt bin ich zum zweiten Mal bei Ihnen zu Gast.“ Dann legte er den Kopf auf den Block.

Der Henker tat seinen Meisterstreich, denn er fühlte, daß er dem Grafen etwas schuldig war, weil dessen Unglück in seinem Hause begonnen hatte.

Wagnis im Grenzlosen

Skizze von Walter Anatole Persich. (Nchdr. verb.)

Mister Jefferson lächelte über die Zeitung hinweg seiner Frau zu.

„Man lobt uns wieder, Yessie. Wie werden wir erst überraschen, wenn ich die neue Verbesserung zustande bringe! Ich habe mit dem Manegemeister gesprochen. Wahrscheinlich können wir ab morgen im Zirkus trainieren — Du weißt doch, wie ich mir die Sache gedacht habe — Leiter, einfacher Salto . . .“

Yessie unterbrach ihn heftig: „Ich meine, Du darfst bei diesen Dingen eins nicht vergessen — aber daran willst Du, scheint mir, nicht gern erinnert werden!“

„Und das wäre?“ — „Nun, wir sind beide rund vierzig Jahre alt.“ — „Darling, ich fühle diese Jahre nicht!“ — „Es wird solange nicht mehr dauern, Charles. Kein kluger Artist übersteigert in Deinem Alter eine Leistung. Drei Konkurrenten haben sich in diesen fünfzehn Jahren schon beim ersten Salto den Hals gebrochen. Jede Tollkühnheit . . .“

„Das Liedchen kenne ich zur Genüge. Die Herren Agenten, die nichts als Prozente verdienen können und zu steif sind, um sachgemäß über einen Stuhl zu springen, kommen täglich mit dieser Besorgnis um meinen Hals und ihren Verdienst.“

„Lieber Charles“, sagte Yessie bestimmt, „ich glaube, in zwanzig Jahren unseres Lebens habe ich Dir genug Beweise der Furchtlosigkeit gegeben. Wir wollen davon jetzt nicht mehr sprechen; überlege Dir die Sache.“ —

— — Im Zirkus, wo er die Vorbereitungen des Trainings prüfen wollte, sah Charles Jefferson Lydia. Sie spielte im Trapez mit der Geschmeidigkeit und Schönheit der Jugend. Sein Ehrgeiz begehrte die Russin heftiger als sein Blut. Er wartete. Lydias Gesicht wurde böse bei seinen ersten Worten — als sie dann hörte, er wolle von ihr lernen, erklärte sie sich bereit, ihm Unterweisungen am Trapez zu geben.

Tage der Arbeit begannen. Nichts fand in diesen Menschen Raum neben dem Willen der Leistung. Saltos von Trapez zu Trapez arbeitete Lydia in drei Stufen — zuweilen berührten sich in den Atempausen ihre Hände. Dann stand ein leichtes Lächeln zwischen ihnen. —

In der Manege stellte Jefferson die beiden Frauen vor. Er spürte den ersten bewußten Reiz des Vergleichens. Kraftvoll, mehr Dame als Artistin: Yessie, seine Frau, unverkennbare Züge verdeckten Alters im vollen Gesicht. Geschmeidige Jugend: die Russin. Sein Blick blieb bei Lydia.

Yessie arbeitete still an dem Gerät. Die beiden Plaudernden spürten ihre Blicke nicht. Die erste Balance begann mit einem eigenartig-unsicheren Zittern der Leiter, wie Jefferson es nie bei seinen Produktionen gespürt hatte. Er glich die Gewichtsquoten durch äußerste Konzentration im Kopfstand auf der Höhe der Leiter aus — ein Wirbel, Jefferson schnellte im Trapez. — Unter der Erschütterung des Abstoßes mußte Yessie die Leiter wieder in ihre Gewalt zwingen — der Salto ging fehl — hätte die wartende Lydia nicht zugepackt, wäre Jefferson zerschmettert in die Manege geschlagen. Er fluchte und überließ Lydia die Leiter, während er den Sicherheitsposten auf dem Trapez übernahm. Er bewunderte die straffe Gestalt der Frau im Silbertrikot, der alle Reize hervorhob.

Seine Nerven spannten sich — Kopfstand — Abstoß mit der Geschmeidigkeit einer Menschenkatze, jetzt erreichte sie das Trapez, schlug über die drei Recks hinweg drei Saltos und stand mit dem vierten schon wieder auf der Leiter. Diese Leistung riß Jefferson mit sich fort. Yessie hatte für ihn im Augenblick kaum den Wert einer Aushilfsstatistin. Er erwog schon, die Balanzierung der Leiter selbst zu übernehmen, um Abend für Abend Lydia als die Wagende durch die Luft wirbeln zu sehen. Von Erfolg zu Erfolg. Er bat um Wiederholung. Sie rief ihn vom Trapez herunter, seine Gegenwart störe — Wirbel und Wagnis vollzogen sich aufs neue. Salto von der Leiter zum Trapez, drei Saltos von Reck zu Reck — und — nun — zurück . . .

Das Rund des riesigen Raumes kreiste — wenige Zentimeter hatte die Leiter geschwankt — offenbar konnte Yessie das Gewicht nicht ausgleichen — Aufprall — das Leitergestell zerschlug eine Logenbrüstung — im Sand lag ein Mensch: Lydia . . .

— — In einer anderen Stadt, Monate später, las er von nicht ganz so tragisch beendeten Versuchen ausländischer Artisten, Charles reichte Yessie die Zeitung mit dem genauen Bericht:

„Dieselbe Sache. Es ist wohl undurchführbar — nur Lydia konnte genug, sie wäre eine ganz große Nummer geworden.“ Yessie zwang sich zu einem Lächeln: „Charles, Du hast früher in Deinem Ehrgeiz vergessen, was Du heute sagst. Es stimmt, Lydia wäre die einzige Artistin gewesen, die unsere Leistung überbieten konnte. Hast Du geglaubt, ich würde freiwillig, nach zwanzig Jahren Arbeit, ihretwegen zurücktreten? Und — hätten wir uns trennen müssen, da sie spielend leistete, wo Du versagtest? Ich will annehmen, nach Deinem Wunsche sollte es nicht dazu kommen! — Lydia hätte sich einen Partner gesucht. Sie vergaß nur eins: zu verlangen, daß Du die Leiter balanciertest . . .“

Beide schwiegen. Jefferson sah seine Frau zweifelnd an, sie bleib bei ihrem unbestimmten Lächeln, und er wagte nicht, weiter zu fragen. Yessie machte seit jenem furchtbaren Erlebnis einen zerquälten Eindruck — er konnte nicht ahnen, wie sehr sie unter ihrer Schuld litt. Und als sie zwei Jahre später gegen ihre ständige Schlaflosigkeit zuviel Veronaltabletten nahm, ahnte er nur dunkel die Zusammenhänge. Jedenfalls warb er keine neue Partnerin an. Er ist heute ein sehr vergrämter und grauhaariger akrobatischer Clown.

St. Nikolaus

Plauderei von Hildegard Brünner (Nchdr. verb.)

In der Nacht zum 6. Dezember geht St. Nikolaus, dieser liebreiche Kinderfreund und Vorbote des Weihnachtsmannes, Gaben verteilend durch die Lande — er füllt den Kindern die vor den Fenstern oder den Türen ausgestellten Schuhe und Behälter mit allerlei Leckereien. St. Nikolaus ist wie ein lieber Onkel, der viel Verständnis für die Kindesseele zeigt — er bedenkt auch so manchen unartigen Buben und manches trotzige Mädchen, wohl wissend, daß diese nicht erwartete Gabe eine echte Beschädigung in fein empfindenden Kinderherzen auslöst, die den ernsten Vorsatz zum Bessernwollen aufkeimen läßt . . .

Weniger beliebt und verehrt von den Kindern ist der Nickel, der St. Ruprecht, Ruprich oder Dupprich, wie er in manchen Gegenden Deutschlands heißt. Dieser geht, vermummt und pelzbekleidet, einen großen Sack auf dem Rücken und die gefürchtete Rute in der Hand, von Haus zu Haus. Polternd und mit drohender Gebärde tritt er in die Stube, in der sich die Kinder ängstlich in den Ecken verstecken. Er erkundigt sich bei der Mutter oder dem Vater, ob die Kinder auch alle recht artig und folgsam gewesen. Erhält er eine bejahende Antwort, dann verwandelt sich der grimmige Gesell in einen gebefreudigen Onkel, der seinem Sacke allerlei Sachen entnimmt, die ein Kinderherz erfreuen. Wehe aber, wenn Kinder Eigensinn oder Ungehorsam bewiesen! Sie müssen diese Untaten mit einigen Rutenstreichen büßen, und bei ihnen fällt die Gabe auch weniger reichlich aus. —

In manchen Gegenden Schlesiens wird Knecht Ruprecht schon vom Christkind begleitet, das anstatt seiner den Kindern aus einem weißen Tuche Süßigkeiten spendet. Und in Polen ist es wieder der alte Joseph, der die Stelle Knecht Ruprechts vertritt. Er meidet aber zur Erleichterung und Freude vieler Kinder, die menschlichen Behausungen, sondern kratzt nur mit dem Besen an die Tür, die er ein wenig öffnet, um durch den Spalt Nüsse, Aepfel und Pfefferkuchen in die Stube zu werfen.

In ähnlicher Weise beschenkt Knecht Ruprecht die Kinder auch in manchen Gegenden Norddeutschlands. Wie er auch sein Wesen treiben mag, ob er die Kinder erfreut oder erschreckt, überall wird er als Vorbote des Weihnachtsmannes betrachtet und willkommen geheißen.

Die Generalstabskarte

Der Produktionschef der Warner Bros. Inc., Jack L. Warner, plaudert hier über die technischen Schwierigkeiten, die eine einzige Szene des Kolossalfilms „Die Arche Noah“ bei der Herstellung bereitete.

Da ist eine Massenszene im Tempel des heidnischen Gottes Yaghut. 7000 Komparsen wirkten mit. Teils in einer Prozession, teils als Zuschauer des großen Menschenopfers, das dem goldenen Götzen dargebracht wird. Noch nie zuvor in der Geschichte der Kinematographie waren solche Menschenmassen in Bewegung gesetzt worden. Die bisherigen technischen Erfahrungen reichten nicht aus, diese Riesenmenge aufzustellen und nach dem Willen des Regisseurs zu lenken, ohne die Erfordernisse des Tonfilms dabei außer acht zu lassen.

Das Wichtigste war ein allgemeiner Lageplan, eine Art „Generalstabskarte“, auf der nicht nur jeder Teil des massiven Tempelgebäudes, sondern der Standort jedes Hauptdarstellers, jeder Komparsengruppe, jedes Kameramannes und jedes der 100 Regieassistenten planmäßig festgelegt und eingezeichnet werden konnte. Der Plan mußte in Blaupausen vervielfältigt und an alle Regieassistenten und Gruppenführer gegeben werden.

Zwei Punkte verlangten besondere Berücksichtigung. Einmal die Anmarschwege für die Tausende von „Extras“, die in Gruppen zusammengefaßt auf dem kürzeren Wege so in die Dekoration gebracht werden mußten, daß sich die einzelnen Züge gegenseitig nicht behinderten. Es hat tagelang gedauert, bis wir da eine vernünftige Uebersicht hatten. Aber dann klappte es auch.

Jede der eingezeichneten Komparsengruppen hatte ihre Nummer auf dem Lageplan. Jeder zu der Gruppe gehörige Komparse bekam dieselbe Nummer in die Hand gesteckt und hatte sich an einem bestimmten Punkte des freien Aufnahmegeländes um den Tempelbau herum aufzustellen. Jede Gruppe hatte ihren Obmann, der seine Weisungen von einem bestimmten Regieassistenten erhielt und in bestimmtem Umfange selbständig weitergab.

Der zweite, fast noch wichtigere Gesichtspunkt war die Rücksicht auf die später hereinbrechenden Wassermassen der Sintflut. Drei riesige Tanks waren aufgebaut, aus denen mehr als 1400 Tonnen Wasser unter ungeheurem Druck gegen die Bauten sich ergießen sollten. Da hieß es, die Leute so aufzustellen, daß sie zwar vom hereinstürzenden Wasser erfaßt durch das Aufnahmefeld des Kameras treiben konnten, aber ohne sich den Schädel an den massiven Tempelbauten zu zerschmettern. Auch das machte viel Kopfzerbrechen, bis wir schließlich sozusagen die Strombetten für die einzelnen Wassermengen festgelegt hatten und die Aufstellung im Verlauf der dadurch sich ergebenden „Stromlinien“ vornehmen konnten.

Ein Telefonnetz, ausreichend für die Bedienung einer kleinen Stadt, spannte sich hinter Säulen und Bodendekorationen. Jeder Regieassistent und Kameramann hatte seinen Hörer. Außerdem standen an verdeckten Plätzen Lautsprecher, die die allgemeinen Weisungen des Regisseurs überall hörbar machten. Ein Sirenensignal zeigte Anfang und Ende jeder Aufnahme an. So konnte die Sache also losgehen.

Bunte Chronik

ck. **Ein neues Tierschutzgebiet in Afrika.** Die Regierung von Tanganjika hat nach einer Meldung aus Nairobi die Serengeti-Steppe im Nordosten des Tanganjika-Gebietes an der Grenze der Kenja-Kolonie zum Tierschutzgebiet erklärt. Es gibt dort nur wenige Bewohner, aber große Mengen von Wild, und in letzter Zeit haben Reisegesellschaften in Kraftwagen, an der Kenja-Grenze entlangfahrend, von den Wagen aus große Gemetzel unter den Tieren angerichtet, die so „zahm“ sind, daß sie die Autos bis auf wenige Meter an sich herankommen lassen. So sind große Mengen von Löwen, Rhinozerossen und Antilopen getötet worden. In dem neuen Schutzgebiet werden keine Kraftwagen geduldet, und wenn man dort welche findet, werden sie sofort beschlagnahmt.

* **Acht Monate freiwillig geschwiegen.** Aus Berlin wird gemeldet: Acht Monate lang freiwillig geschwiegen hat der 27 Jahr alte Kasimir Sartschkow, der 1922 aus Polen geflüchtet ist, um dem Militärdienst zu entgehen. Es sind ihm etwa 28 kleinere Einbrüche in Pommern, Brandenburg und Schlesien nachgewiesen, außerdem hat er 21 Krankenkassen in zusammen 100 Fällen um Krankengeld beschwindelt. Er ist schon im Oktober vorigen Jahres verhaftet worden. In Glogau, wohin er im März dieses Jahres gebracht worden war, verstummte er plötzlich. Obwohl ihn die Aerzte nach sorgfältiger Untersuchung für einen Simulaten erklärten, beharrte er auch überraschenden Fragen von Mitgefangenen gegenüber bei der Fiktion, daß er die Sprache verloren habe. Er führte mit seltener Beharrlichkeit acht Monate lang die Rolle des Stummen durch. Jetzt erst hat er gelegentlich einer Vernehmung in Berlin den Mund geöffnet. Wie er erklärte, war er während der letzten Zeit von der Furcht gepeinigt, tatsächlich nicht mehr zum Sprechen fähig zu sein. Ursprünglich hatte er die Absicht, auch während der über ihn verhängten fünfjährigen Zuchthausstrafe seine Rolle weiterzuspielen.

* **Ein „blinder“ Passagier aus dem Zug geworfen.** Wie aus Jassy gemeldet wird, stellten zwei Schaffner in dem nach Jassy unterwegs befindlichen Personenzug einen Landmann fest, der keine Fahrkarte hatte. Es kam zu einem Wortwechsel, der damit endete, daß die Schaffner den Mann aus dem Zuge warfen. Er geriet unter die Räder, wobei ihm beide Beine abgefahren wurden. Der Unglückliche starb nach wenigen Minuten. Die beiden Eisenbahnbeamten sind festgenommen worden.

* **Der Schatzgräber im Zoologischen Garten.** Aus Sidney wird eine seltsame Geschichte berichtet. Ein Deutscher, namens Thiel, war vor dem Krieg in Australien ansässig, mußte aber bei Kriegsausbruch das Land verlassen. Vor seiner Abreise versteckte er seine gesamten Ersparnisse in einer Flasche, die er an einem verborgenen Ort im Zoologischen Garten in Sidney vergrub. Nach dem Krieg kehrte er nach Australien zurück und bemühte sich vergeblich, wieder zu seinem Schatze zu kommen. Der Ort, wo er die wertvolle Flasche der Erde anvertraut hatte, hatte sich vollkommen verändert und er konnte die Flasche nicht wiederfinden. Kürzlich nun spielte im Zoologischen Garten ein Kind im Sande und grub Löcher in die Erde. Dabei fand das Kind die wertvolle Flasche, in der sich 500 Pfund Sterling mit dem Stempel von 1910 befanden. Nach langen Bemühungen gelang es der Polizei, den Besitzer dieses Schatzes ausfindig zu machen, und so kam der hocherfreute Thiel wieder zu seinen Ersparnissen.

* **Wie Nestroy die Bäcker ärgerte.** Nicht nur in unseren Tagen jammern die Hausfrauen über die vielfach allzu kleinen Semmeln. Im Revolutionsjahre in Wien im Jahre 1848 wurden die Semmeln so winzig, daß Nestroy, der ja ein ebenso beliebter Schauspieler wie Dichter war, eines Abends zwei solcher Miniaturgebilde in die Knopflöcher seines Fracks steckte und so auftrat. Die Bäckerinnung war empört, verklagte Nestroy und dieser wurde zu 48 Stunden Arrest wegen Beleidigung des ehrsamen Handwerks verurteilt. Als er aus dem Gefängnis heraus war und das erstemal wieder auf der Bühne stand, ließ er sich von seinem Partner fragen, ob er im Arrest nicht gehungert habe. „O nein,“ antwortete Nestroy mit treuherziger Miene, „die Tochter des Aufsehers hatte ein Auge auf mich geworfen und schob mir jeden Tag mehrere Male ein paar Semmeln durchs Schlüsselloch in die Zelle.“ Die Bäckerinnung mochte einsehen, daß sie dem Mundwerk Nestroys nicht gewachsen war, und verzichtete darauf, ihn noch einmal anzuzeigen.

* **Eine Jugendtragödie.** Aus Paris wird gemeldet: Kürzlich nachts wurde ein 16jähriges Mädchen von einem Taxichauffeur mit durchschnittener Kehle aufgefunden. Der Täter, ein 19jähriger Bursche, Gehilfe in einer Elfenbeinschnitzereiwerkstatt, wurde verhaftet. Das Drama, das sich zwischen der 16jährigen Elize und dem 19jährigen Luzien abspielte, ist typische Großstadttragödie der entgleisten Jugend. Elize war in dem ganzen Viertel als außerordentlich schönes und reizvolles junges Mädchen bekannt. Sie hatte zahlreiche junge Verehrer, aber auch einen reichen Kaufmann, der ihr Anträge machte und ihr ein luxuriöses Leben bot, falls sie seine Freundin werden wollte. Sie aber zögerte noch. Dieser Tage hatte sie mit einigen Freundinnen einen Midinettenball besucht. Dort traf sie ihren alten Freund Lucien, mit dem sie zusammen fortging. Sie machte im Lauf des Gesprächs Mitteilung von den Anträgen des Kaufmanns und drohte ihm scherzhaft, sie werde sie annehmen. Der Junge geriet darüber in eine solche Erregung, daß er sein Rasiermesser, das er stets bei sich trug, zog und ihr, ehe sie etwas bemerken oder sich wehren konnte, die Kehle durchschnitt. Er warf das Messer fort, ging ruhig nach Hause, vertauschte sein blutiges Hemd mit einem neuen und kehrte zum Ball zurück. Er wurde in der Werkstätte verhaftet und gestand mit größtem Phlegma sein Tat ein.

* **Ein Brautraub mit tragischem Ende.** Vor dem Gericht in Prokoplje stand der junge Bauer Dragoljub Ciric aus Toponica wegen Mordes. Im Oktober hat er bei einem Streit auf der Straße den Vater seiner Geliebten durch einen Gewehrschuß getötet. Der Anlaß zur Bluttat liegt in dem in Serbien noch üblichen Brauch des Brautraubes. Wenn ein heiratslustiger Bursche der Einwilligung der Eltern seiner Angebeteten nicht ganz sicher ist, so raubt er das Mädchen seiner Wahl und führt es in sein Haus. Ist die Erkorene über Tag und Nacht in seinem Hause, so müssen die Eltern wohl oder übel in die Heirat willigen, wenn nicht Schande ihre Tochter treffen soll. Auch Ciric entführte die schöne Tochter Nada des Bauern Milanovice, die seine Liebe erwiderte. Noch am selben Abend erschien Milanovice, der mit seiner Tochter andere Heiratspläne hatte, im Hause des Ciric, um seine Tochter zurückzuholen. Er riß ihr die Kleider vom Leibe, verließ aber schließlich unverrichteter Dinge und unter Drohungen das Haus. Am Morgen des nächsten Tages kam er neuerlich in Abwesenheit des Ciric mit seinen Söhnen und führte Nada mit Gewalt fort. Ciric, der bald darauf heimkehrte und das Haus leerfand, erfuhr den Vorfall von Nachbarn; er nahm sein Gewehr und eilte Milanovic nach, um Nada zurückzuverlangen. Zwischen ihm und Milanovic mit seinen Söhnen entspann sich auf der Straße ein Streit um das Mädchen, wobei Ciric aus seinem Gewehr einen Schuß abgab und Milanovic tödlich traf. Auch auf Nada gab er einen Schuß ab, weil er glaubte, sie habe freiwillig mit ihrem Vater das Haus verlassen; glücklicherweise verfehlte die Kugel ihr Ziel. Bei der Verhandlung erklärte Nada Milanovic, sie liebe ihren Dragoljub noch immer und werde sich mit ihm vermählen, sobald er aus dem Kerker entlassen werde. Das Gericht verurteilte den Angeklagten Ciric wegen Mordes zu zehn Jahren Kerker und wegen des Mordversuchs an seiner Geliebten zu einer Zusatzstrafe von einem Jahr Gefängnis. Nada wird also ziemliche Geduld haben müssen, bis sie ihre Hochzeit mit Dragoljub feiern wird können.

* **Die Rache des Chinesen.** Aus Brüssel wird gemeldet: Die Polizei hat den chinesischen Studenten Schi-Pun-Kono verhaftet, der in der chinesischen Gesandtschaft um ein Stipendium ansuchte. Als ihm aber ein Gesandtschaftsbeamter erklärte, daß die Gesandtschaft über keinerlei Stipendien verfüge, ging Schi-Pun-Kono unwillig weg und verstreute in dem Raum der Gesandtschaft, durch den er sich entfernte, schwarze Kugeln aus einem chlorsauren Salz, die mit einer in Salpetersäure getauchten Zündschnur verbunden waren. Die Sekretäre der Gesandtschaft verhinderten ihn, sie in Brand zu stecken, und übergaben ihn der Polizei.

* **Selbstmord eines Berliner Gerichtsbeamten.** Ein geheimnisvoller Diebstahl, der am 6. August im Amtsgericht Wedding verübt wurde, wo während eines Kaufgelderbelegungstermins auf unerklärliche Weise ein Briefumschlag mit über 20 000 Mark verschwand, scheint durch den Selbstmord des Schuldigen seine Aufklärung gefunden zu haben. Der Gerichtsbeamte Artur Schrape, gegen den sich in der letzten Zeit der Verdacht verschärfte, den Diebstahl verübt zu haben, hat sich in einem Walde durch einen Schuß in die Schläfe getötet. Er stand seit 1905 im Justizdienst und Nachprüfungen über seine Amtstätigkeit hatten zunächst zu dem Verdacht geführt, daß er Amtsunterschlagungen begangen und Gelder auf sein eigenes Bankkonto eingezahlt hatte. Noch im August wurde Schrape vom Dienste suspendiert. Gleichzeitig hat der Staatsanwalt ein Verfahren gegen ihn eingeleitet. Während er die kleineren Unterschlagungen zugegeben hat, leugnete er bis zuletzt den großen Diebstahl. Schrape wurde von Spaziergängern an einem Baume erhängt aufgefunden. Gleichzeitig hatte er sich eine Kugel in den Kopf gejagt.

* **Liebesspiel in der Pariser Kammer.** Aus Paris wird gemeldet: In der Nachtsitzung der Kammer, die der Diskussion der Getreidepolitik galt, kam es zu einem heiteren Zwischenfall. In einer Loge für die von den Ministern eingeladenen Gäste hatte ein Pärchen Platz genommen, das die Trockenheit der Getreidedebatte durch einige Zärtlichkeitsergüsse zu überwinden suchte. Ministerpräsident Tardieu als hartgesottener aber durchaus nicht weibfeindlicher Junggeselle interessierte sich sehr lebhaft für die närrische Küsserei in der Regierungsloge. Groß aber war der Schrecken des Kammerpräsidenten Buisson, als er schließlich selbst das Pärchen in der Loge entdeckte. „Aber was sind das für Manieren!“ rief er halb entrüstet und halb belustigt aus und ließ das Pärchen durch einen Diener ausweisen. Es half nichts, daß beide eine Einladungskarte mit dem Namen eines Ministers präsentierten.

Briefkasten

Streit in Schneidemühl. Das Nordlicht, das wir auch in Deutschland hin und wieder beobachten können, steigt in seinen Strahlenbündeln in Höhen von 100 000 bis 700 000 Metern, und nur aus diesem Grund ist seine Wirksamkeit bis zu unseren Breiten erklärlich.

B. R., Klein-Strehlitz. Fiasko (ital. fiasco = Flasche). Ein früher im Großherzogtum Toskana übliches Flüssigkeitsmaß. Im Theaterjargon bezeichnet der in alle Kultursprachen übernommene Ausdruck, im Gegensatz zu Furore, das Durchfallen eines Stückes bezw. Künstlers. In übertragenem Sinne wird das Wort (wohl von der Leichtzerbrechlichkeit des Glases herrührend) von jeder mißlungenen Unternehmung gebraucht.

F. D., Leobschütz. Alle Länder, die auf dem 15. Längengrad gelegen sind, also Deutschland, Schweden, Dänemark, Norwegen, Oesterreich, Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien, Schweiz und Italien, haben die mitteleuropäische Zeit.

Film. Tun Sie das lieber nicht. Bedenken Sie: Ein amerikanischer Filmstar erhielt in einem Monat nicht weniger als 22 761 Briefe, zu deren Erledigung 2 Sekretäre beschäftigt werden mußten.

Gesundheitspflege

Bade nie mit vollem Magen

Von Stadtmedizinalrat Dr. med. Marloth, Leipzig.

Jochen war der stärkste in der Klasse, der beste im Turnen und war Klassenerster. Es war kein Wunder, daß alle Schulkameraden auf seinen Meinung hörten. Er war ein frischer, gesunder Junge, der Sonne, Luft und Wasser liebte. Er war schon frühzeitig, bevor er zur Schule kam, mit seinem Vater ins Schwimmbad gegangen und hatte schon mit 7 Jahren Schwimmen gelernt. Jetzt war er ein stolzer Quartaner. Er konnte es besonders im Sommer kaum erwarten, bis die Schule zu Ende war, um dann möglichst sofort nach dem Mittagessen in die Badeanstalt zu laufen. Seine Eltern hatten ihm nie erlaubt, sofort zu baden, er hatte ihnen versprechen müssen, stets vorher ein Sonnenbad zu nehmen, bis zwei Stunden nach dem Mittagessen vergangen waren. Das paßte ihm garnicht. Er fragte schließlich seinen Vater, warum er nicht gleich nach dem Essen baden solle, Mittags sei doch das Wasser besonders warm. Der Vater erklärte ihm, ein bekannter Arzt habe ihm gesagt, daß man mit vollem Magen nicht baden dürfte, weil man dabei die genossenen Speisen wieder erbrechen und dadurch ersticken könnte. Eines Tages fehlte aber die Sonne, es war kühl und keine Gelegenheit zu dem üblichen Sonnenbad. Jochen hatte sich mit seinen Kameraden gerade heute gleich nach dem Essen verabredet zu Uebungen im Wasserspringen. Er vergaß das Versprechen gegen seine Eltern, dachte wohl auch, daß mit ihm geschehen sein. Schnell! Hilfe! Zum Glück wurde er Bad kam, warteten schon alle auf ihn, es sollte gerade ein schwieriger Sprung gemacht werden. Er hatte sich beim Mittagessen verspätet, war, als er den letzten Bissen hinuntergeschluckt hatte, spornstreichs hierher gekommen. Ausziehen und zum Sprung ins Wasser bereit. Er hatte ja den Sprung schon öfters vorgemacht und sah bei seinem Mut und seiner Entschlossenheit keine Schwierigkeiten. Der Sprung glückte ganz gut, man klatschte Beifall und schon achtete man auf den nächsten Mann. Plötzlich schrie jemand laut auf, und alle wurden aufmerksam und sahen, daß nach einem scheinbaren Kampf im Wasser nur Jochens Hände erhoben zu sehen waren. Man sah, er rang nach Luft. Es mußte etwas mit ihm geschehen sein. Schnell! Hilfe! Zum Glück wurde er gerettet, aber er war scheintot. Man brauchte lange Zeit, bis man ihn zum Leben wieder erwecken konnte. Erst einige Tage darauf, nachdem er wieder gesund war, erzählte er, daß er nach dem Sprunge offenbar durch den Druck auf den vollen Magen plötzlich den Mund voll Speise gehabt habe. Auch nach dem Auftauchen habe er das Erbrochene nicht herunterbringen können, weil sich die Luftröhre zugesetzt habe. Dazu sei ihm schwindlig geworden. Surren in den Ohren hatte sich gezeigt, bis es ihm schwarz vor den Augen wurde; mit dem Gefühl der Hilflosigkeit sei er ohnmächtig geworden. Von da an wisse er nichts mehr und sei beim Erwachen über seine Lage sehr erstaunt gewesen. Das Unglück war eben dadurch gekommen, daß er leichtsinnigerweise mit vollem Magen erhitzt ins Wasser sprang. Durch das harte Aufschlagen auf die Magengegend war das Erbrechen erfolgt. Der Bademeister erzählte, daß neulich sogar ein Kind durch Herzschlag ertrunken sei, weil es abgehetzt und erhitzt ins Wasser sprang, ohne sich abzukühlen.

Das Zähneputzen

Von Dr. E. Kiefer, Berlin.

Die Grundlage jeder Zahn- und Mundpflege ist die mechanische Reinigung mit Wasser und Bürste. Der Zweck des Bürstens besteht darin, die Zahnflächen und besonders die Räume zwischen den Zähnen von fäulnis- und gärungsfreien Speiseresten zu säubern. Die Form der Bürste muß sich ungefähr den anatomischen Verhältnissen der Mundhöhle anpassen. Am unzweckmäßigsten sind die Bürsten mit gerader, großer Bürstenfläche, mit nicht zu langen Borsten, die es unmöglich machen, bei straffen Wangentaschen die Außenfächen der hinteren Mahlzähne zu säubern. Fast alle Patienten stellen das Bürsten der Zähne ein, wenn bei der Reinigung das Zahnfleisch leicht blutet. Blutendes Zahnfleisch ist nicht von normaler Beschaffenheit, es ist krank, aufgelockert und entzündlich verändert, oft nur deshalb, weil nicht genügend gebürstet wurde. Das Mitbürsten des Zahnfleisches wirkt als Massage.

Die Zahnbürste muß nach jedem Gebrauch gut abgespült und zum Trocknen aufgestellt werden. Vor und nach der Reinigung mit der Bürste spült man den Mund kräftig aus, indem man mit geschlossenen Lippen durch Bewegen der Wange und Zunge die Spülflüssigkeit zwischen den Zähnen hindurchrpeßt. Man wird ein Schluck Spülflüssigkeit in den Mund genommen, dann in wagerechter und senkrechter Richtung gebürstet. Man drückt die Borsten in die Zwischenräume herein und reibt sie durch drehende Bewegung des Bürstenstieles aus. Dabei darf nicht vergessen werden, daß auch die der Zunge und dem Gaumen zugekehrten Flächen der Zähne und die Kaufläche gebürstet werden müssen. Speisereste, die sich mit der Bürste aus den Zwischenräumen nicht entfernen ließen, werden mit dem Zahnstocher oder mit einem gewachsten Seidenfaden, der hin- und herbewegt wird, entfernt.

Als Spülflüssigkeit nimmt man zur Zahn- und Mundpflege am besten warmes Wasser. Die Zusätze sind unwichtig, sie stellen indessen eine angenehme Beigabe dar, die für den Augenblick erfrischend wirkt. Jedenfalls muß von käuflichem Mundwasser, Zahnpasta oder Zahnpulver verlangt werden, daß sie für Zähne, Mundschleimhaut und Gesamtorganismus unschädlich sind.

Als Zahnpulver sehr verbreitet ist die Schlämmkreide, die aus kohlensaurem Kalk besteht. Sie kann aber nur dann als einwandfreies Reinigungsmittel gelten, wenn sie gut gereinigt und fein im Korn ist. Wie neuere Untersuchungen gezeigt haben, entspricht die zum Kaufe angebotene Schlämmkreide diesen Anforderungen meist nicht. Schärfere Putzmittel, wie Kohlenpulver, Bimmstein gepulverte Austernschalen, Zigarrenasche dürfen deshalb nicht verwendet werden, weil sie wegen ihrer scharfkantigen Bestandteile den Schmelz des Zahnes schädigen.

Bei schlechtem Zahnmaterial, das leicht zum Zerfall neigt, reicht selbst die beste Zahn- und Mundpflege nicht aus, um die Zähne funktionsfähig zu erhalten. Der Zahnarzt kann durch frühzeitige Behandlung den durch Karies zugefügten Schäden, auch bei an sich minderwertigen Zähnen, abhelfen. Zahnschmerzen lassen sich auf ein Minimum reduzieren, wenn ein erkrankter Zahn frühzeitig behandelt wird, ganz abgesehen davon, daß die Behandlung dann viel einfacher ist.

Zweimal im Jahre soll jedermann seine Zähne vom Zahnarzt untersuchen lassen. Namentlich sollen Kinder regelmäßig zum Zahnarzt gebracht werden, auch dann, wenn keine Anzeichen von sichtbaren Erkrankungen vorliegen.

Richtlinien für die Schulzahnpflege

Es gab eine Zeit, wo man der Schulzahnpflege keine Sorgfalt zuwandte und wo die Krankenkassen Ausgaben für sie ablehnten. Auch heutzutage findet man noch hier und da derartige Anschauungen. Im allgemeinen hat sich jedoch die Ueberzeugung durchgesetzt, daß ein gesundes Gebiß nicht nur ästhetisch schön wirkt, sondern, was weit wichtiger für die Gesunderhaltung ist, weil ein gesundes Gebiß die Speisen so zermalmt dem Magen zuführt, daß diesem das Verdauen und damit die Zuführung der Nahrungsstoffe an die verschiedenen Organe erleichtert wird. Daher ist es nur zu begrüßen, daß das Deutsche Zentralkomitee für Zahnpflege in den Schulen, Berlin W 62, Kurfürstenstr. 101, Richtlinien für die praktische Durchführung der Schulzahnpflege herausgegeben hat, aus denen wir das wichtigste wiedergeben:

Das Ziel der Schulzahnpflege ist, die Kinder mit gesundem Gebiß und zu geregelter Mund- und Zahnpflege erzogen aus der Schule zu entlassen. Dazu gehören auch Maßnahmen der Beseitigung von Unregelmäßigkeiten der Zahnstellung und Kieferbildung. Daher ist schon dem Milchgebiß die gleiche Fürsorge zuzuwenden wie dem bleibenden Gebiß. Für die Behandlung der Kinder ist die Einwilligung der Eltern der ihrer rechtlichen Stellvertreter erforderlich. Untersuchung und Behandlung haben planmäßig zu erfolgen. Die Erfassung aller Schulkinder ist eine Notwendigkeit, aber in der Regel nur erreichbar, wenn die Behandlung innerhalb der Schulzeit erfolgt. Alle Schüler, also auch die der höheren Lehranstalten, sollen erfaßt werden. Auch schon in der Zeit vor der Schulpflicht der Kinder sollen die Kinder, soweit möglich, in die Schulzahnpflege einbezogen werden, z. B. in den Kleinkinderschulen. Es sollen nur approbierte Aerzte zur Schulzahnpflege zugelassen werden, von denen solche bevorzugt werden, die den Nachweis erbringen, daß sie einen vollen zahnärztlichen Lehrgang der sozialen Zahnheilkunde in einer Akademie oder an einer Universität erfolgreich absolviert haben. Die Anstellung kann hauptamtlich oder nebenamtlich an Privatzahnärzte gegen feste Besoldung oder Pauschalvergütung erfolgen.

Traubenkuren

Aehnlich wie die Frühjahrskuren, deren Hauptwert bekanntlich in einer oft zweckmäßigen Anregung der Darmtätigkeit und einer Umstellung der Kost liegt, erfreuen sich die Traubenkuren, besonders in den Weingegenden unseres Vaterlandes, einer großen Beliebtheit. Man hat die Traubenkuren vielfach als ein Heilmittel für alle möglichen Krankheiten angesehen, allein auch hier spielt vielfach Sage und Aberglaube eine große Rolle.

Weintrauben sind wie alles Obst, reich an den, von der Ernährungswissenschaft in neuester Zeit als besonders wichtig angesehenen Vitaminen. Die Traube enthält ferner reichlich Zucker und eine Anzahl mineralischer Bestandteile. Werden Trauben wie zu Kurzwecken, in großer Menge — man verzehrt kurgemäß 1½—3 kg pro Tag — genossen, so üben sie zunächst einen, die Darmtätigkeit beschleunigenden Einfluß aus, zumal wenn sie mit Kernen und Schalen verzehrt werden. Letzteres verbietet sich bei Personen, die an Magen- oder Darmkrankheiten leiden, ganz von selbst. Daher sollte jeder, der sich einer Traubenkur unterziehen will, vorher seinen Arzt um Rat fragen. Bisweilen aber kann auch sonst die Traubenkur durch starke Inanspruchnahme der Kauwerkzeuge des Mundes oder des Zahnfleisches führen. Dem läßt sich mit nahezu gleichem Erfolg durch Genuß von ausgepreßtem Traubensaft vorbeugen. Durch ihren hohen Zuckergehalt und das, insbesondere durch die leichte Quellbarkeit der Traube im Magen hervorgerufene Sättigungsgefühl eignen sich Traubenkuren auch für Zwecke der Entfettung, zumal dann, wenn die übrige Ernährung dabei stark eingeschränkt wird. Geschieht dies nicht, sondern werden Trauben in großer Menge neben einer nahrhaften Kost genossen, so können sie umgekehrt eine zweckmäßige Unterstützung einer Mastkur darstellen. Man hat vielfach behauptet, daß man zur Durchführung einer Traubenkur in eine Weingegend reisen müsse. Das ist durchaus nicht nötig, wenngleich auch, wie bei jeder Art von Kur, der Einfluß der Landschaft, das Losreißen vom Beruf und den Sorgen des Alltags, natürlich eine willkommene Unterstützung für den Erfolg bieten kann. Bedingung für eine Traubenkur ist einzig und allein, daß die Trauben reif und in gutem Zustande, der natürlich von der raschen Transportmöglichkeit abhängig ist, genossen werden. In keinem Falle unterlasse man, die Trauben gründlich, am besten mehrmals vor dem Genuß zu waschen, um alle ihrer Oberfläche anhaftenden Krankheitskeime nach Möglichkeit zu entfernen.